

Im Kampf um den Frieden.

Abbau des Hasses — hatten wir vor Jahresfrist in diesen Blättern geschrieben. Abbau des Hasses, nicht nur im Volks-, sondern besonders im Völkerleben. Frankreich und Deutschland sollten sich nahekommen, verstehen, ja lieben lernen! Und heute? Rhein und Ruhr — was bergen diese beiden Worte nicht an Haßquellen und Haßwillen in sich! „Abbau des Hasses“ schrieb eine süddeutsche Zeitung, die sich auch katholisch heißt, und brachte Beispiele um Beispiele französischer Gewalttat. Während diese Zeilen geschrieben werden, ziehen Truppen unter dem Fenster vorbei, um den Hitlerputsch niederzuwerfen, der ein Ausbruch war jener Haßsaat, eine Tat des Hasses zunächst gegen eigene Volksgenossen um des Hasses willen, den der Fremde auf deutschem Boden schürt und schürt. Kein Zweifel, greller lodert die Flamme des Hasses als selbst vor Jahresfrist, sengender legt sich ihr Bluthauch auf die ausgedorrten, vergeblich auch nur nach einem leisen Zeichen guten Willens — an Liebe wagt man kaum zu denken — lechzenden Seelen unsres Volkes. Trotzdem, auch die Macht der Liebe, der Liebe auch unter den Völkern, ist nicht gewichen. Schwache Funken zunächst nur im Vergleich zum Brand des Hasses haben sie doch im vergangenen Jahre sich tief und tiefer, wohl unutilgar hineingebrannt in die Herzen der entschlossenen Friedenswirker unter den Völkern, haben aber darüber hinaus zu leuchten begonnen von Höhen, die weithin über die von Haß verzehrten Lande schauen. So wollen wir denn im Folgenden berichten vom Fortschritt der zwar noch kleinen, aber ernstesten Bemühungen um die Liebe unter den Völkern, von denen wir im vergangenen Jahre schon sprachen; wollen künden, wie der Friedensgedanke von hohen Stellen und einflußreichen Gruppen aufgenommen wurde, und schließlich versuchen, dem weiteren Kampf um die Seele der Völker, dem Kampf um den Frieden weiter den Weg zu bahnen.

Wir haben im Dezember 1922 ausführlich über den zweiten demokratischen, internationalen Kongreß berichtet und dabei auch die Bedeutung dieser Worte, im Sinne seines Veranstalters, des französischen Abgeordneten Marc Sangnier, dargelegt. Wir müssen uns deshalb heute darauf beschränken, diejenigen, die darüber Aufschluß bedürfen, auf jene Ausführungen zurückzuverweisen, und betonen lediglich, daß weder demokratisch noch international in diesem Zusammenhang sich mit den gleichen Worten aus dem Wortschatz der Tagesparteien decken. Unser Weg führt uns weiter, von Wien nach Freiburg, der Perle des Breisgaus, woselbst sich Anfang August 1923 zum dritten Male unter der Führung Marc Sangniers Vertreter aus den verschiedenen Völkern und Staaten zusammenfanden. Hatten wir in Wien schon darauf hingewiesen, daß diese Tagungen überwiegend im Zeichen des deutsch-französischen Ausgleichs stehen, so gilt dies für Freiburg i. Br., hart an Deutschlands neuer Grenze, in noch stärkerem Maße. Nicht als ob die andern gefehlt hätten. Aber die Engländer und Amerikaner, die Österreicher und Ungarn, die zugegen waren, schienen, so weit es dessen überhaupt bedurfte, geradezu als Mittler zwischen den beiden großen Nachbarvölkern gekommen zu sein. Das Parlamentsmäßige und in gewissem Umfang auch die

Parlamentarier traten im Vergleich zu Wien bedeutend zurück — so man will, ein Zeichen der Zeit. Dagegen war diesmal „Volk“ im besten Sinne zugegen. Da war unermüdlich die hochbetagte Prinzessin aus dem bayrischen Königshause, manch feingebildeter Träger alter Familienkultur neben jungen Arbeitern, Angestellten und Studenten aus dem Volke, aus den katholischen, protestantischen, jungsozialistischen Bewegungen. Neben den zahlreich vertretenen französischen Geistlichen, schlichten Kaplänen und bekannten Hochschullehrern der vom apostolischen Friedensdrang beseelte Weihbischof Dr. Stoffels. Nur mit tiefem Schmerze konnten alle Freunde des Friedens, besonders aber wir deutsche Katholiken, die Kunde von dem unerwarteten Heimgang dieses so früh vollendeten Apostels der christlichen Bruderliebe vernehmen. Er gehörte zu jenen, die den tiefgehendsten Einfluß auf die Freiburger Tagung ausübten und hatte insbesondere durch die Übernahme des Protektorates der Friedensbestrebungen der deutschen Katholiken, das ihm nicht nur Würde, sondern Bürde bedeutete, auch nach außen die Absicht bekundet, mit all seiner Kraft dem großen Gedanken des Christusfriedens zu dienen. Auch die offizielle Teilnahme der Kirche war stärker betont. Das ehrwürdige Münster öffnete wiederholt und weit den zahlreichen Teilnehmern seine Pforten, von der Münsterkanzel kündete der bekannte Sohn des hl. Dominikus, P. Stratmann (Berlin) Worte des Friedens. Der Oberhirte selbst, Erzelenz Frig, ließ sich nicht nehmen, den katholischen Teilnehmern, von tiefer Ergriffenheit durchbebt, die heilige Kommunion zu spenden und dieselben persönlich zu empfangen.

Hatte man in Wien in Offenheit und ehrlichem Willen zur Verständigung und zum Abbau des Hasses miteinander verhandelt, so lebte man jetzt in Freiburg zusammen, lebte sich zusammen, wurde eins, lernte sich lieben. Augenblicke wie die auf dem Wiesenhang im waldumschlossenen St. Ottilien werden gewiß allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben. Und es war nicht minder charakteristisch, daß man in Wien eine Resolution faßte, daß der Friede für Deutschland tragbar sein müsse, die Reparationen bezahlt werden sollen und deshalb deutsche Arbeit in Frankreich Zutritt finden müsse. In Freiburg faßte man zwar auch Resolutionen, aber mehr noch. Die namentlich durch ihr Wirken im katholischen Frauenbund bekannte frühere Leiterin der katholisch-sozialen Frauenschule Berlin, Frau Professor Briefs-Weltmann, trat vor die Versammlung hin und forderte auf, nach ihrem Beispiel sich des Schmuckes und Überflüssigen zu begeben, um sofort den Willen zur Tat zu erweisen, Aufbauarbeit zu leisten, und aus gleicher Gesinnung legten die französischen Teilnehmer am Kommuniontag in die Hände des Erzbischofs eine ansehnliche Summe zur Steuer deutscher Not.

Es würde uns zu weit führen, all diesen einzelnen Zügen nachzugehen. Man könnte auch, wären sie alles, mit Recht sagen, daß solche Beispiele eines wenn auch heiligen Enthusiasmus doch im Vergleich zur ruhigen Überlegung und parlamentarischen Form des Vorjahres eher eine Verengung des Wirkkreises auf einige besonders empfängliche kleine Kreise bedeuten, wenn sie nicht zugleich die sichtbaren Zeichen, gleichsam die aus den Tiefen emporgeschleuderten Wellenkämme tiefergehender Bewegung sind. Doch wir glauben in der Tat sagen zu dürfen, daß das Freiburger Treffen in die Tiefe drang, und die ver-

borgenen Schächte, aus denen allein neues Leben quellen kann, aufriß. Darum auch die ungezügelte Rücksichtslosigkeit, mit der manche ihre Ideen voll Freimut vortrugen, trotz allem köstlich in einer Zeit der Opportunität, die nur zu oft Schwäche, wenn nicht zage Feigheit ist. Freiburg drang vor zu den Quellen der Weltanschauungen und erfaßte sie in diesem erlesenen Kreise in seltener Reinheit. Leise Mißtöne aus alt-freidenkerischem Lager, so besonders bei der Übersetzung der öffentlichen Rede Marc Sangniers durch eine Vorkämpferin der deutschen Friedensbewegung, die all die tiefe Gottesliebe in Sangnier auszumerzen verstand, mußten uns Katholiken gemahnen an die unbegreiflichen Versäumnisse, die in der Friedensarbeit auf uns lasten. Die Folge dieser Versäumnisse ist, daß diesen Kreisen katholisches Denken und Reden noch so ganz fern und fremd und ungewohnt, unbequem ist. Doch dürfen wir hoffen, daß Freiburg auch hier einen Wendepunkt bedeutet. Denn alle andern mühten sich in wahrhaft edlem Wettstreit, so wie etwa Pius XI. in seiner Enzyklika den Parteistreit wünscht, von sich aus das Beste zur gemeinsamen Arbeit zu bringen, ob es nun die Kreise der jungen Sozialisten waren oder die ihnen nahestehenden protestantischen Neuwerkleute unter Führung Herpels oder die mit so viel reinem Mut auftretenden, allen gleich zugetanen Quäker aus England und Amerika oder die jungen Katholiken aus Frankreich und Deutschland. Alle diese Gruppen standen unter dem Banne einer neuen geistigen Macht, die den alten, rein humanitär eingestellten, größtenteils freidenkerischen Friedensbestrebungen, sei es in Deutschland oder Frankreich, fremd war. Universitätsprofessor v. Schulze-Gävernitz brachte dies in seiner gleichfalls von warmem religiösen Geist getragenen Rede in der Freiburger Festhalle zum Ausdruck, wenn er betonte, daß sich zwar alle schon immer abgemüht hätten für die Sache des Friedens, aber eines habe bisher noch gefehlt, und dies eine habe Marc Sangnier gebracht: die religiöse Weihe der gesamten Friedensbewegung. Darin, in dieser zweifellosen Tatsache, liegt einer der größten Werte Freiburgs, den festzuhalten heilige Aufgabe gerade der Katholiken sein muß. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, daß der Kongreß insbesondere auf Anregung des Bischofs Dr. Stoffels beschloß, daß unbeschadet der wertvollen Gemeinschaftsarbeit auf Treffen nach dem Vorbild Freiburgs die eigentliche Tiefenarbeit doch zunächst innerhalb der verschiedenen Religions- und Weltanschauungsgruppen geleistet werden müsse. Darüber hinaus liegt aber ein nicht zu verkennender Fortschritt für die ganze Friedensbewegung darin, daß sie gerade durch die Gewinnung des festen Bodens des Christentums aus dem Utopischen, Unklaren, hier und dort Sektenhaften hinausgehoben wird und auf der auch von der Kirche klar erfaßten Wertung des Nationalen fußend, ja aus diesem heraus die Brücken von Volk zu Volk baut. Für die sachliche Arbeit, die auf diesem Boden geleistet werden kann, bildeten insbesondere die deutsch-französischen Aussprachen ein unmittelbares Beispiel. Sowohl in Freiburg, noch mehr auf dem anschließenden Kongreß der Grazer Katholischen Internationale in Konstanz, der in vieler Beziehung einem Ausklang der Freiburger Tage glich, zeigte sich mit aller Deutlichkeit, wie wertvoll solche vom Geiste brüderlichen Verstehenwollens getragene, rücksichtslos offene Aussprachen sind — wie sie aber bereits ein inniges Freundschaftsverhältnis voraussetzen und selbst Zeit brauchen, um von der Erkenntnis

der gegenseitigen Probleme und Schwierigkeiten zu einer nicht erzwungenen, sondern von innen herausgewachsenen Lösung zu kommen. Für den, der das Wachstum, zunächst das Innere, der internationalen Kongresse unter der geistigen Führerschaft Marc Sangniers verfolgte, kann kein Zweifel sein, daß in ihnen ein Vorbild gegeben ist, wie sich die Annäherung der Völker, die soeben noch in blutigem Zwiste lagen, von Stufe zu Stufe bis zur herzlichen Freundschaft vollziehen kann, wie sich tiefste, opferbereite Liebe zum eigenen Volk und Land aufs schönste vereinen können mit echt christlicher Völkerliebe.

Kostbar ist der Gewinn, daß wir am Lebendigen sehen durften, welch Leben und Liebe weckende innere Kraft dem Friedensgedanken innewohnt, daß den „Friedenswirkern“, den Pacifici, in der Tat schon hienieden etwas von jener „Gotteskindschaft“ der Seligpreisung des Heilands folgt. Aber kostbarer noch ist die frohe Zuversicht, die uns, allen Wetterwolken zum Trotz, das vergangene Jahr gebracht hat, daß diese selige Gotteskindschaft doch einmal nicht nur wie ein vereinzelter kostbarer Edelstein funkeln werde, sondern den leuchtenden Sternen gleich die Schrecken der Erdennacht bannen und manch Irrenden und Suchenden, an der gottfremden Welt Verzweifelnden wieder heim, zum Weltenheiland führen werde. Worauf beruht nun diese unsre Zuversicht?

An erster Stelle müssen wir das Rundschreiben Pius' XI. über den Frieden Christi vom 23. Dezember 1922, dem Vorabend der Weihnachtsvigil, nennen. Hier wird in feierlicher Weise der Satz, daß der wahre Friede von innen, aus dem Abbau des Hasses und dem Aufbau der Liebe kommen müsse, dem ganzen Weltkreis vorgehalten, mit dem hl. Thomas der wahre, echte Friede eher als eine Sache der Liebe denn der Gerechtigkeit erklärt. Gewiß wirkt auch ein Rundschreiben vom Stuhle Petri nicht an einem Tage sich aus. Aber die Spuren der hohen Lehren der Enzyklika *Ubi arcano Dei consilio*, des päpstlichen Friedensbriefes, waren doch schon im Ablauf des Jahres verschiedentlich unleugbar zu erkennen. Man stellte sie auch im Ausland als die Botschaft des Völkerfriedens neben die Enzyklika *Leos XIII.* über den sozialen Frieden. Man sah sich selbst in französischen Katholikenzirkeln, die bislang nur die Worte *iustitia et pax*, „Gerechtigkeit und Friede“ kannten, gezwungen, die Liebe ebenfalls als einen Moralfaktor im Völkerleben anzuerkennen. Legt man sich dafür auch zunächst eine eigene Auslegung zurecht, so ist doch schon die Tür geöffnet, das Problem aufgeworfen. Der dringenden Bitte des päpstlichen Weihnachtsbriefes um die Mithilfe aller Guten, besonders aber an „seine ehrwürdigen Brüder im Episkopate“, kam der deutsche in Fulda versammelte Episkopat in seinem mit hohem apostolischen Freimut geschriebenen Hirtenbrief vom Herbst 1923 voll und ganz nach. Von allen Kanzeln der in Fulda vertretenen Diözesen wurde diese Friedensbotschaft der deutschen Oberhirten verkündet, und die katholische Auslandspresse, die, wie der *„Osservatore Romano“*, das Hirtenschreiben teilweise in wörtlicher Übersetzung brachte, trug diese Kunde weiter. Allen, denen es in deutschen Landen ernst, bitter ernst ist mit dem Christentum und seiner Liebe, war dies Hirtenwort in den schweren Tagen des Zusammenbruchs an Rhein und Ruhr Trost und Stütze. Wie anders als die Menschentweisheit, die immer nur in den heidnischen Methoden und Gedankengängen einer christusfremden Welt zu denken versteht, klangen und klingen die Hirtenworte: „Das Gebot der Feindes-

Liebe (Matth. 5, 44) ist nicht etwa bloß ein Rat, das ist ein streng verpflichtendes Gebot für alle, die Kinder Gottes sein wollen. Uns soll das Gebot heilig sein, und wir wollen ernstmachen mit seiner Erfüllung. Wir entsagen allen Gedanken und Plänen des Hasses und der Rache; wir sinnern nicht auf Wiedervergeltung. . . . Wir wollen nicht Feinde vernichten, sondern Feinde versöhnen, nicht Völker entzweien, sondern Völker verbrüdern, nicht den Frieden stören, sondern Frieden stiften, indem wir nach der Weisung des Fürstapostels mit dem Glauben die Tugend verbinden, mit der Geduld Gottseligkeit, mit der Gottseligkeit Bruderliebe, mit der Bruderliebe die Menschenliebe, mit der Menschenliebe die Feindesliebe (2 Petri 1, 7).“ Wie ein Flammenzeichen werden diese Worte in den kommenden trüben Zeiten uns voran auf dem steilen Christenpfad leuchten. Kein Katholik, zumal kein deutscher Katholik, kann ihnen guten Gewissens aus dem Wege gehen.

Wie tief indessen solche Gedankengänge nicht nur bei den verantwortlichen Hirten, sondern auch in weiteren katholischen Kreisen lebendig sind, zeigte uns Ende August letzten Jahres das Treffen der *Juventus Catholica*, der katholischen Jugend der Welt, in Innsbruck. Es waren ja hier nicht wie bei den Kongressen Sangniers oder der Grazer I.K.A. die Teilnehmer gerade der Friedensbewegung wegen hergekommen, es waren auch nicht Menschen, die zunächst nur für sich persönlich handeln, sondern die beauftragten Vertreter der großen katholischen Jugendverbände, wir würden Jungmännerverbände sagen, aus 17 Nationen. Von großen Völkern fehlten nur die Amerikaner der Union. Dagegen kamen Vertreter aus Deutschland und Frankreich, aus Italien und Österreich, aus Spanien und Portugal, aus dem flämischen und wallonischen Belgien, aus England und Holland. Darüber hinaus war da die Übersee aus Mittel- und Südamerika, aus China und Japan. Welch eine Fülle von völkischen und politischen Gegensätzen, und doch, unter diesen jungen Führern und priesterlichen Beratern ein Geist der Liebe und Brüderlichkeit, der an innerem Zusammenklang selbst die so starken Eindrücke von Freiburg übertraf. Hier war an die Stelle des sprühenden Enthusiasmus bereits die wärmende, nährende, immertwährende, aber damit auch tief innerlich bindende Blut des gemeinsamen heimischen Herdes der heiligen katholischen Liebe getreten. Als der Vertreter Hollands den heißen Wunsch aussprach, daß beim nächsten Treffen im Jubeljahr 1925 in der Stadt der Christenheit, zu Rom, die Einheit noch enger sich schließen möge, da war solch einhellige, jubelnde Zustimmung, wie sie herzlicher, ehrlicher nicht zu denken ist. Und wenn der Vertreter der französischen Jugend, der sich persönlich in all den Tagen des Zusammenseins voll zur katholischen Gemeinschaftsarbeit in Wort und Tat bekannt hatte, aus der eigenen Wahrhaftigkeit und der bewußten Verantwortung seinem Verbands gegenüber betonte, daß zwar heute noch die Schwierigkeiten nicht restlos behoben seien, er aber sicher hoffe, bis zur Romtagung ebenfalls das Ziel erreicht zu haben, dann mag dies aufrechte Wort manchem Dränger wohl wenig gepaßt haben, aber es war wertvoll, weil es nicht einen Wunsch als Tatsache gab, sondern in seiner Offenheit wahrhaftes katholisches Einheitsstreben, Ringen nach der katholischen Brüderschaft auch dort aufweist, wo heute einmal die Entscheidung liegt. Dies gleiche ehrliche Streben über die nationale Leidenschaft hinweg zu einem christlich-brüderlichen

Einvernehmen in zielbewußter Überwindung bestehender Hemmungen zu gelangen, konnten wir auch bei anderer Gelegenheit im Meinungsaustausch mit führenden Mitgliedern der katholischen Jugend Frankreichs feststellen.

Bahnbrechend für diese Entwicklung in der deutschen wie in der französischen Jugend ist, wie wir wiederholt feststellen konnten, in hervorragendem Maße das entschlossene Vorgehen von Teilen der im Lager der Jugendbewegung stehenden Jugend Deutschlands. Es ist nicht möglich, im Dienste der Sache auch nicht notwendig, für alle einzelnen Worte, für das Schrifttum dieser Kreise vorbehaltlos einzustehen. Aber sowohl im Interesse der Sache, der Friedensbewegung, wie auch im persönlichen dieser Jugend und ihrer Führer erachten wir es für angebracht, darauf hinzuweisen, daß vielfach von diesen „Pazifisten“ eine völlig unrichtige, voreingenommene Meinung herrscht. Es wird manche überraschen, daß z. B. der Führer der großdeutschen Jugend, Dr. Nikolaus Ehlen, bei den deutsch-französischen Besprechungen in Freiburg wie in Konstanz den Versailler Vertrag für nichtig erklärte, weil er auf der Lüge von Deutschlands Alleinschuld aufbaue und deshalb unmoralisch sei. Allerdings betont er zugleich, daß unabhängig von jedem Vertrag aus den auf das Völkerleben angewandten Grundsätzen des Christentums auch die Deutschen die sittliche Pflicht zur Hilfe beim Wiederaufbau des im gemeinsamen Streit Zerstörten haben. In seiner auf dem Freiburger Kongreß verlesenen Rede sagt er: „Es war vielleicht unsre größte Sünde, daß wir den Vertrag unterzeichnet haben; hätten wir den Mut zum Opfer gehabt — der Vertrag wäre heute nicht mehr. Das trifft nicht den Unterzeichner, sondern die unentschlossene Haltung des deutschen Volkes. ... An diesem Vertrag wird vielleicht das Abendland untergehen. Er scheint die Besiegelung und das schriftliche Todesurteil zu sein, wie es das moralische Todesurteil in der Tat ist. ... Die Schamröte wird einmal den Völkern der 27 Staaten, die den Vertrag unterzeichnet haben, in die Wangen steigen, wenn sie zu der Erkenntnis kommen, wie tief auch ihre eigene Schuld am Kriege und am deutschen Volke ist. Und auch wir deutschen Friedensfreunde, die wir alles Unrecht gutmachen wollen, was geschah, die moralische Vergewaltigung empört uns, wir werden das Unrecht, das darin liegt, durch das freiwillige Opfer in Liebe zu verwandeln suchen, aber wir werden uns nie zur Alleinschuld Deutschlands bekennen.“ Aus solcher Gesinnung heraus wuchs auch der Opfergedanke von Frau Dr. Brieß ebenso wie der Entschluß einer Zahl deutscher Jungen, selbst Hand an ein sichtbares Bauwerk der Versöhnung im zerstörten Teile Frankreichs zu legen. Man wird auch hier die Durchführbarkeit und den praktischen Wert sehr verschieden beurteilen und beurteilen können. Der Gedanke, „das Unrecht durch freiwillige Opfer in Liebe zu verwandeln“, ist zu tiefst christlich und der Kreuzeschule abgelauscht, als daß es christlich wäre, ihn mit Verachtung, Spott oder bestenfalls mitleidigem Bedauern abzutun. Wir verlangen so gern immer in tönenden Worten nach Taten — nehmen sie Gestalt und Leben an, erschrecken wir nur zu oft vor der Kühnheit unsrer Gedanken. In den deutsch-französischen Aussprachen zeigte es sich klar, daß es nur auf dem Boden einer tatbereiten Friedensliebe, die sich gewiß auch in anderer Form noch zeigen kann, möglich ist, so heikle Fragen wie das Schuldproblem in voller Offenheit zu erörtern, d. h. wirklich zu klärender, fruchtbringender, lösen-

der Aussprache zu bringen. Vom Boden des einseitigen Protestes oder gar des Nachgedankens aus wird dies nie möglich sein. Hier liegt ein unbestreitbares Verdienst der aktiven Friedensfreunde, ist ein unverkennbarer Fortschritt in der Anbahnung gegenseitigen Verstehens unter den Völkern, wenn vorläufig auch in recht bescheidenem Ausmaße festzustellen. Denn auch die Friedensfreunde um Ehlen sind sich der Grenzen der Wirklichkeit wohlbewußt und nicht die vermeintlichen Phantasten. „Die Vertrauensseligkeit des deutschen Volkes, die so schmähsch von allen Seiten betrogen und ausgenützt wurde, darf nun, wie sie nicht in Haß umschlagen darf, so auch nicht zu verantwortungsloser Dummheit und Verrat werden. Trotz allen guten Willens und aller Liebe zum französischen Volke wollen wir auf den Geist derer achten, die es leiten, damit wir uns nicht selbst überlisten lassen von hinterlistigen Reden...“ Mit Recht betont jedoch Ehlen, daß wir in dieser Vorsicht andererseits auch nicht wieder jede Möglichkeit des gegenseitigen Vertrauens ersticken dürfen. Daß neben gewissen Kreisen der Jugend, die heute nicht weniger als früher rein nationalistisch eingestellt sind und vielfach jeder Fähigkeit, sich in anderes Denken einzufühlen, in ihrer gegenwärtigen Verfassung bar sind, es im Gegensatz zu früheren Zeiten gerade im jungen Geschlecht und besonders in unserer katholischen Jugend, in Hochschule, Bureau und Werkstatt zahlreiche Menschen gibt, die offenen Auges den schweren Problemen des Völkerlebens entgegensehen und den entschlossenen Willen in sich tragen, menschen- und vor allem christenwürdige Lösungen zu finden, ist ein Fortschritt, der uns mit Zuversicht erfüllen darf.

Auch ganz allgemein ist nicht zu verkennen, daß die Friedensfrage, das Ringen um ihre Lösung im Laufe des letzten Jahres in den Gesichtskreis weiterer Gesellschaftsgruppen getreten ist. Die Würdigung, die z. B. der Sangnier-Kongreß zu Freiburg in der Presse des In- und Auslandes empfangen, kann nicht verglichen werden mit jener der beiden ersten Kongresse zu Wien und Paris. Selbst die französische Presse sah sich genötigt, davon Notiz zu nehmen, was bei der parteipolitischen Isolierung Sangniers immerhin zu beachten ist. Ebenso hat die päpstliche Enzyklika eingehende literarische Erörterungen der Friedensfrage, wie überhaupt der zwischenstaatlichen Beziehungen angeregt. Freilich tun sich hierbei uns erst recht die gewaltigen Aufgaben auf, die zu lösen sind, wenn wir sehen, wie auch an sich gutgesinnte und sorgfältig jedes Anstößige oder Verlegende im Ausdruck meidende Schriftsteller doch völlig gefangen sind von dem naiven Glauben an das Alleinrecht der eigenen Nation. Ganz in einseitiger Geschichtsdarstellung aufgewachsen, vermögen sie in ihrer Nation nur Großes und Schönes zu sehen, alles Unrecht, alle Intrige wird exemplifiziert an Fremdvölkern, wie Deutschen und Engländern. Ein sprechendes Beispiel hierfür ist das Buch von Coulet: *L'Église et le problème international* (Paris 1923). Obwohl es klar die Schwierigkeiten aufzeigt, die im Reparationsproblem für Frankreich selbst lagen, und damit den tiefsten Grund enthüllt, weshalb der Wiederaufbau noch nicht vollendet ist, wagt der Verfasser, ein bekannter Konferenzredner, doch nicht freimütig die Konsequenzen zu ziehen, sondern glaubt seine Hörerschaft versichern zu müssen, daß sie nichts vernehmen werde, was ihren patriotischen Gefühlen zu nahe treten würde. Und angstvoll fast meidet er im Gegensatz zu andern Partien

jedes konkrete Beispiel an der Stelle, an der er gewiß in tiefen, ergreifenden Worten das hohe Lied der christlichen Liebe singt. Er läßt seine Hörer und Leser gleichsam nur ahnen, daß sie nach den Grundsätzen des Christentums, selbst gegen Deutschland, eigentlich noch höhere Pflichten haben, als nur mit Festigkeit und ruhiger Würde ohne persönlichen Haß die gebührende Genugtuung zu verlangen. Doch wenn wir auch in solchen Dokumenten die herbe Selbstprüfung, den Prophetenfreimut dem eigenen Volke gegenüber vermissen, wie er etwa aus dem Schreiben der deutschen Bischöfe hervorleuchtet, so wollen wir doch gerecht sein und das ehrliche Ringen auch dieses Buches anerkennen, seine Leser dahin zu bringen, daß sie „das Vaterunser beten können ganz — tout entier — ohne zu lügen“. Dieser offenkundige, ernste Wille läßt uns auch hoffen, wenn schon in mühsamer Arbeit, dahin zu gelangen, daß diese gegenseitige Liebe sich nicht nur in Worten erschöpft, sondern auch Taten erzeugt. Demgegenüber bedeutet es einen großen Fortschritt, wenn das Problem in so freier, aufbauender Art behandelt wird, wie dies Doncoeur in zwangloser Besprechung des Innsbrucker Jugendtages tut (*Études* 1923: *In viam pacis*) oder in Wort und Schrift der Sangnier-Kreis in seinen Berichten über die Freiburger Tagung sowohl im Parlament wie in verschiedenen Konferenzen über das ganze Land hin. Für die Verbreitung der Friedensgedanken Pius' XI. und Benedikts XV. in England legte die internationale katholische Konferenz in Reading unter dem Protektorate Kardinal Bourne Mitte Oktober 1922 Zeugnis ab. In Deutschland ist besonders die Schrift von Baur-Nieder als literarische Wertung der päpstlichen Rundschreiben¹ von größter Bedeutung.

So ergibt sich aller Ungunst der Zeiten, aller Mächtigkeiten der Politiker und Staatslenker, allen Haßgedichten und Ergüssen der Literatur zum Trost an den verschiedensten Punkten ein hoffnungsvolles Keimen ernststen Friedens- und Verstehenwollens. Manch Samenkörnlein der vergangenen Jahre ist aufgegangen, und gewaltige Lebenskraft strömt der Friedensbewegung von hohen und höchsten kirchlichen Stellen zu. So ist es denn unsre unabweisbare Pflicht, auf dem begonnenen Wege weiterzuschreiten und der Friedensarbeit, besonders unsrer katholischen, immer festere, zielsichere Formen zu geben. Auf einer Besprechung führender katholischer Teilnehmer des Freiburger Kongresses aus Deutschland unter Vorsitz des Weihbischofs Dr. Stoffels war man sich klar, daß sich grundsätzlich eine besondere katholische Friedensorganisation erübrige. Denn es ist Aufgabe und selbstverständliche Pflicht eines jeden katholischen Christen, seinen Verhältnissen entsprechend für den Frieden einzutreten. Man hätte es deshalb besonders begrüßt, wenn eine umfassende katholische Organisation, wie etwa der Volksverein, die Arbeit in diesem Sinne, die heute sicher zu den vordringlichsten gehört, in ihr Tätigkeits-

¹ Päpstliche Enzykliken und ihre Stellung zur Politik. Von Dr. Ludwig Baur und Dr. Karl Nieder (Schriften zur deutschen Politik, 5. u. 6. Heft). (VIII u. 92 S.) Freiburg i. Br. 1923 (Herder). Die Schrift bietet eine vorzügliche, knappe, äußerst zeitgemäße Zusammenstellung. Es ist keine Phrase, wenn wir schreiben, daß jeder deutsche Katholik, der sich mit Fragen der Innen- und Außenpolitik befassen, ja nur ernsthaft darüber reden will, dieses Buch gelesen haben muß. Für jeden, dessen Wort Einfluß hat, ist es geradezu Gewissenspflicht, sofern ihm eingehendes Studium der päpstlichen Schreiben selbst nicht möglich ist.

programm aufnehmen würde. Da man aber diese Frage als noch nicht spruchreif bezeichnen mußte und anderseits doch eine Kraftquelle steter Anregung kaum zu entbehren ist, einigte man sich dahin, vorläufig den schon bestehenden „Friedensbund deutscher Katholiken“¹ mit dieser Aufgabe zu betrauen. Vor allem jedoch sah man es als wichtigste Aufgabe an, den Episkopat zu bitten, in dieser so tief in das religiöse Leben eingreifenden, so katholischen Angelegenheit ein richtunggebendes Wort zu sprechen. Der oben schon erwähnte Fuldaer Hirtenbrief hat den Inhalt dieser Bitte erfüllt, fast noch ehe sie gestellt war.

Als nächst wichtige Pflicht wurde die wissenschaftliche Durchdringung der verschiedenen mit der Friedensbewegung in engem Zusammenhang stehenden Probleme, insbesondere auch die Erschließung der Schätze der katholischen Tradition bezeichnet. Ist es doch bei entschlossenem Erfassen der Friedensgedanken nicht anders möglich, als daß manche Unruhe und Unsicherheit in die Gewissen kommen muß, soweit man überhaupt nicht bequem auf eigenes Urteil verzichtet und sich sein Gewissen nach der Tagesmeinung oder lediglich nach dem Urteil der Staatslenker bildet. Die Ereignisse der letzten zehn Jahre haben die Zahl derer gewaltig gesteigert, die sich hierbei nicht mehr beruhigen können. In andern Fragen wieder wird von vornherein der Aussprache, besonders unter den Katholiken, selbst manche Schärfe genommen sein, wenn die Grundrichtung schon aus der katholischen Tradition oder gar einer Stellungnahme des kirchlichen Lehramtes sich klar ergibt. Um nur ein Beispiel zu erwähnen, sei auf die Frage des Militärdienstes in einer dem früheren mehr oder weniger ähnlichen Form hingewiesen. Es ist zu verstehen, wenn angesichts mancher unerfreulicher Erscheinungen unter den jungen Leuten, nicht nur aus außenpolitischen Gründen, manch einer auch aus unsern Reihen den früheren Heeresdienst lieber heute wie morgen wieder sehen möchte. Wir wollen hier zur Frage nicht Stellung nehmen, wie die allgemeine Wehrpflicht, ja nicht einmal wie die dem einzelnen Volk durch außenpolitische Gründe nahegelegte Aufstellung eines stehenden Heeres zu beurteilen ist, wie weit solche Maßnahmen staatssozialistisch sind oder sich auswirken, sondern lediglich wie weit wir in dieser Einrichtung eine besonders wertvolle, volkserzieherische Maßnahme erblicken wollen. Und da sehen wir denn, daß nicht nur Benedikt XV. in seiner Enzyklika *Pacem Dei munus* vom 23. Mai 1920 es als eine der vordringlichsten Aufgaben bezeichnet, mit aller Kraft auf den Fortfall oder doch die Minderung der Militärlasten hinzuarbeiten, sondern schon Leo XIII. in seiner Enzyklika *Praeclara gratulationis* an alle Fürsten und Völker der Erde vom 20. Juni 1894 in längerer Ausführung zu dieser Frage Stellung nimmt. „Die unerfahrene Jugend wird in die Gefahren des Militärlebens gestürzt, wo sie des Rates der Eltern entbehren muß und ihrer Autorität entzogen ist. In der Blüte und der Kraft der Jahre wird die junge Männerwelt weg vom Ackerbau, von heilsamen Studien, von Handel und Gewerbe zu den Waffen einberufen. Daher ist auch infolge von ungeheuern Ausgaben der Staatsschatz erschöpft, der Reichtum der Länder zusammengeschmolzen, das Vermögen der einzelnen schwer

¹ Geschäftsstelle für Norddeutschland: St. Josephsheim Berlin N 58, Pappelallee 60/61; für Süddeutschland: Heufelden-Ghingen, Württemberg. Das nächste Ziel des Bundes sollte sein, in den einzelnen Ländern bzw. Provinzen leistungsfähige Landesgruppen zu schaffen.

geschädigt. Wir sind bereits so weit gekommen, daß der bewaffnete Frieden allgemach unerträglich geworden. Sollte ein derartiger Zustand der bürgerlichen Gesellschaft ein natürlicher sein?“ So Leo XIII. zwanzig Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges. Gerade in katholischen Kreisen fand diese Ansicht damals vielfach innerste Zustimmung — Landflucht, Sittenverderbnis, Glaubenskälte, Eindringen des Sozialismus im Gefolge davon waren Feststellungen, die man als Seelsorger immer wieder hören konnte, ohne die Vorzüge deshalb zu verkennen, die auch zweifellos vorhanden waren und sind. Aber man hoffte doch: Si vis pacem, para bellum. Leo hatte klarer gesehen. — Heute aber, weil in der allgemeinen Zerrüttung auch ein Teil der Jugend nicht besser geworden ist — ansehnliche Teile derselben haben sich der Zeiten Ungunst zum Trotz heraufgearbeitet —, schauen weite Kreise sehnsüchtig nach dem Unteroffizier und der Kaserne aus, die das ersetzen sollen, was sie oder andere an Elternpflicht versäumt. Man würde nachdenklicher, hätte man die warnenden Papstworte vor Augen.

Wir haben dies Beispiel gewählt, um dabei zugleich auf eine andere unumgängliche Notwendigkeit in der Friedensarbeit unsrer Tage hinzuweisen. Je mehr wir unter dem schonungslosen Druck des Gegners die Ohnmacht unsrer Ohnmacht lebendig fühlen, je mehr wir täglich erkennen müssen, wie schwer es für den Mächtigen ist, friedfertig zu sein, um so mehr haben wir, hat besonders unsre Jugend, die Pflicht, sich zur lebendigen Erkenntnis durchzuringen, daß es zwar leicht ist, friedfertig zu sein, solange man wehrlos ist; daß es aber Tugend, wenn auch schwere Tugend ist, wehrhaft und doch, ja erst recht friedfertig zu sein. Die „Luft“ an Streit und Krieg ist immer unchristlich. Je mehr deshalb ein Volk erstarkt, um so mehr hat es die Pflicht, auch seine eigene Stärke zu beherrschen, die hohen Christentugenden des Vergebens, der Brüderlichkeit und Liebe auch den andern Völkern gegenüber zu pflegen. Nicht darin besteht ja die Sicherung des Friedens, daß der eine Staat mächtig und der andere ohnmächtig ist, sondern daß beide jede Haßgesinnung, jede Machtpolitik aus den Herzen bannen und sich verstehen und lieben wollen. Das ist die nimmermüde Forderung, die flehentliche Bitte der Päpste. Das ist das Ziel aller christlichen Friedensfreunde. Wir verlangen nicht einen schwachen Staat, nicht ein wehrloses Volk, wohl aber einen friedbereiten Staat und ein haßloses Volk.

Wir werden deshalb vor allem in den Kreisen, die wie die Jungakademiker erfahrungsgemäß zu den bewußtesten, freudigsten Trägern des Wehrgedankens wie überhaupt der staatlichen Macht gehören, die Fragen des christlichen Völkerlebens ernsthaft aufgreifen müssen. Es gibt keine christliche Volksgemeinschaft, deren Christentum an den Grenzen des eigenen Volkes Halt machen könnte. Hüben wie drüben liegen in den Kreisen der studierenden Jugend noch die größten Hemmungen für ein Verstehenwollen. Aktive Friedensarbeit, klug aber zielsicher, muß auch hier unbeschadet aller sonstigen berechtigten Neigungen und Fertigkeiten Aufgabe werden. Gerade Gruppen, die sich auf beiden Seiten katholisch nennen, national im vollen, christlichen Sinne sein wollen, müßten sich in noch verstärktem Maße in gegenseitiger Achtung, mit dem ernststen Willen des Verstehens treffen. Was hier namentlich im vergangenen Jahre begonnen wurde, muß in noch verstärktem Umfang weiter-

geführt werden. Möge dies auf dem Boden der Pax Romana, dem internationalen Zusammenschluß katholischer Studierenden, oder auf anderm Wege geschehen, es wäre unverständlich, wenn gerade die Studentenschaft, die Trägerin der künftigen Verantwortung, sich zurückhielte. Wir hoffen, daß trotz der steigenden wirtschaftlichen Not auch in Deutschland es im neuen Jahre möglich sein wird, im Sinne der Völkerversöhnung tatkräftig weiterzuarbeiten. Soweit große Treffen und Kongresse sich nicht mehr durchführen lassen, muß um so eingehender die Aufklärung in unsern eigenen Kreisen, besonders den großen katholischen Verbänden, erfolgen. Auch das ist eine der Aufgaben, die in Freiburg als vordringlich erkannt wurden.

Persönliches Kennenlernen und Verstehen muß in mühevoller Kleinarbeit das Ziel der christlichen Völkergemeinschaft näherbringen. Wohl täuschen wir uns keinen Augenblick über die Berge, die entgegenstehen. Aber sollten wir nicht einen Glauben haben, der die Berge versetzt? Als Leo XIII. seine sozialen Enzykliken in die Welt sandte, haben mutige Männer Zeitströmungen getroßt und seine Gedanken zum Siege geführt. Sollen Benedikt und Pius Rufer in der Wüste, Herzöge ohne Heerbann sein? Wer, dessen Herz katholisch empfindet und dessen Sinn für Worte vom Stuhle Petri aufgeschlossen ist, kann all die Mahnrufe, all das Flehen, das Beschwören der jüngsten Päpste vernehmen und vorbeigehen — so wie es heißt in der Parabel: „Er sah ihn und ging vorüber!“? Welcher junge Katholik, dessen Herz noch tatenfroh und wagemutig ist, muß sich nicht aufmachen, den Frieden zu erstreiten, wenn er ein Sendschreiben gleich dem Benedikts XV. *Pacem Dei* liest, und nicht nur liest, sondern aus seinem katholischen Herzen heraus die Papstsendung, den Ruf nach der Friedensliebestat auch auf sich, den Sohn der Kirche, bezieht? „Deshalb beschwören und bitten Wir um der tiefen Liebe Christi willen“, schreibt Benedikt an die Bischöfe, „dringt darauf, daß so viele auch Eurer Sorge anvertraut sind, Ihr sie nicht nur zum Verzicht auf den Haß und zum Verzeihen aller Unbill aufrüttelt, sondern wirksamer noch sie zu den Werken des christlichen Wohltuns antreibt.“ In der nun folgenden Aufzählung zeigt Benedikt, daß es ihm nicht genügt, mit der allgemeinen Versicherung christlicher Feindesliebe zu kommen. Nein, Tatbeweise dieser Feindesliebe will er haben. Und was er hier von den einzelnen sagt, das gilt auch von den Völkern. Es gilt gerade von den Völkern, die der lange Krieg entzweit hat, sie sollen Freundschaft unter sich und Verbindung pflegen. „Denn es gibt kein anderes Gesetz der Liebe nach dem Evangelium für die einzelnen Menschen, ein anderes für Staaten und Völker, die schließlich alle aus einzelnen Menschen sich bilden und bestehen.“ Das hochheilige Gesetz Jesu Christi befiehlt nach Benedikt „dies Vergessen der Beleidigungen und die brüderliche Wiederversöhnung der Völker“. Es läßt sich nur aus der Unkenntnis der Papstbriefe erklären, daß so viele gewiß treue Katholiken in den verschiedenen Nationen heute noch so untätig, ja nur zu oft verächtlich ablehnend allen Bemühungen gegenüberstehen, die Ernst machen wollen mit dem Geheiß ihrer Kirche und ihrer Religion. Dies zeigt sich besonders dann, wenn man nicht bei der billigen Beteuerung, durchaus christlich zu denken und zu fühlen, stehen bleibt, sondern entsprechend der Mahnung Benedikts diesem Denken auch Ausdruck durch die Tat verleihen will. Darum sollte gerade uns Katholiken nichts abhalten,

den Weg des Friedens zu gehen, Vorkämpfer des Friedens zu sein. Mag auch einmal ein Versuch, eine Maßnahme als undurchführbar sich erweisen. Was verschlägt es? Besser immer noch, als träge die Hände in den Schoß zu legen, geschweige denn am fortglimmenden Herde des Hasses zu schüren. Haben wir Katholiken den Mut, für den Frieden einzutreten, auch wenn dies vielen recht unzeitgemäß scheint! Ein Zeichen gerade, daß dieses Eintreten höchst zeitgemäß ist! Machen nicht viele, die den Katholiken anderer Länder schwächliches Nachgeben gegenüber der Politik ihrer Regierung vorwerfen, diesen Vorwurf nur, um das eigene Handeln zu decken? Werden wir dadurch den Fehler des Nächsten beheben, daß wir ihn selbst begehen? Aber gerade gegen diese Mauer des Unverständes und Nichtverstehens der Guten anzurennen, ist unsre Aufgabe. Wir haben nicht hohe Politik zu machen, nicht Staaten zu lenken. Wohl aber sollen wir die Herzen lenken, sie aufrütteln und hinweisen auf die Hochziele des Heiles. Und dieser Ansturm ist nicht umsonst. Schon können wir klar wertvolle Fäden erkennen, die sich selbst zwischen Völkern herüber- und hinüberspinnen, die man im fluchwürdigen Aberglauben erziehen will, als wären sie Feinde von Natur und die Erde zu klein, sie beide zu tragen. Darum schreiten wir weiter mutvoll auf dem Wege des Friedens. Nicht kriechend und bettelnd wie ein winselnder Hund, sondern aufrecht und jauchzend wie ein Streiter des Lichtes.

Constantin Roppel S. J.